

# Feuilleton.

## Zum hundertjährigen Todestage Gottfried August Bürger's.

Aus dem Lebensbuche des Dichters.

Von Willy Doenges.

Hundert Jahre sind heute verfloßen, seit der Dichter der Lenore nach einem an Verirrungen, wie schweren Kämpfen und Prüfungen reichen Leben sein zeitliches Dasein im Alter von noch nicht 46 1/2 Jahren beschloß. Wie berechtigt auch immer das absprechende Urtheil sein mag, das die Welt über Bürger's Leben und seine damit in engstem Zusammenhang stehende dichterische Entwidlung fällt, so muß man doch zugeben, daß neben den Werken der drei Dichterheroen unserer classischen Periode, Lessing, Goethe und Schiller, die Dichtungen keines anderen deutschen Dichters eine so bleibende Volksthümlichkeit sich bewahrt haben, wie die Bürger's. Wie seine Lenore bei ihrem ersten Erscheinen im Siegeslauf die Welt durchslog und gleicherweise in die Tiefen wie zu den Höhen des Volkes drang, so lebt sie auch heute noch, nach mehr denn hundert Jahren, in Jedermanns Munde. Und nicht nur die Lenore — wer entsänne sich nicht aus seiner Schulzeit noch der Lectüre des „Liedes vom braven Mann“ oder des scherzhaften Märleins „Der Kaiser und der Abt“ oder des schaurig-düsteren „Der wilde Jäger“, die ihn zuerst in das Wesen und Verständniß der deutschen Dichtkunst einführten! Und wie manche deutsche Jungfrau griff, als zuerst die Liebe an ihrem jungen Herzen anklopfte, verstohlen nach Bürger's Mollhiedern und berauschte sich an den süßen, zaubervollen Tönen, die aus ihnen uns entgegenklingen, die uns willenlos mit sich fortreißen zu den höchsten Höhen des Glückes, wie zu den tiefsten Tiefen des Sarmes und Leides.

Eben so sehr wie der entzündende Wohlklang, der wunderbare Schmelz seiner Dichtungen, in dem ihn selbst ein Schiller nicht übertraf, wie die Vollsmäßigkeit des Ausdrucks, in der er nur in Goethe seinen Meister fand, eben so sehr ist es aber auch der tragische Verlauf seines Lebens, der ihm zu allen Zeiten das Mitgefühl aller Herzen sicherte. Er war eine jener in den Literaturen aller Zeiten und Völker so oft wiederkehrenden unglücklichen Gestalten, deren Leben und Dichten auf die bedauernswürdigste Weise sich zerrieb, weil sie sich nicht zu zähmen wußten. „Alles verstehen, heißt Alles vergeben“ — wer eine intimere Kenntniß seines Lebens besitzt, wird milde und nachsichtig seine Fehltritte und Verirrungen beurtheilen. Diese genauere Kenntniß im Rahmen eines engbegrenzten Feuilletons zu geben, ist freilich nicht möglich; das ist aber auch nicht der Zweck dieser Zeilen, die lediglich dazu bestimmt sein sollen, unseren Lesern das Andenken an den Dichter heute zu beleben.

Gottfried August Bürger wurde am Sylvestertage des Jahres 1747 zu Wolmerswende im Halberstädtischen geboren. Er selbst behauptete gern, seine Geburt sei in die erste Stunde des Jahres 1748 gefallen, doch weist das Kirchenbuch zu Wolmerswende die Unrichtigkeit seiner Behauptung nach. Sein Vater war Geistlicher — einer jener Gottesdiener, die still und beschaulich ihrem menschenbessernden Berufe leben und sich wenig um die Dinge der Außenwelt kümmern. Für Dichtkunst und Literatur hatte er seit jeher wenig Interesse gezeigt, so daß die bei unserem Dichter schon früh sich zeigende poetische Begabung nicht auf des Vaters Einwirkung zurückzuführen ist. Eher hätte die Mutter vermocht, seine Phantasie anzuregen, denn sie war eine Frau von großen geistigen Fähigkeiten, die jedoch leider durchaus der Schulung ermangelten. Ihr Vater, der Hofesherr Bauer zu Aschersleben, hatte es ganz und gar versäumt, ihr selbst die nothwendigsten, alltäglichen Kenntnisse beizubringen; nur nothdürftig beherrschte sie die Kunst des Schreibens und Lesens. Noch schlimmer war es mit der Erziehung ihres Charakters bestellt; Bosheit und Zanksucht waren die hervorragendsten Eigenschaften desselben. Sie lief ihrem Ehegatten oft davon und in des Vaters Haus zurück, von wo sie dann der gutmüthige Pfarrer Bürger regelmäßig wieder heimholte. Daß diese unerquidlichen häuslichen Verhältnisse, die freilich zum nicht geringen Theil ihren Grund in der hilflosen materiellen Lage des alten Bürger fanden (seine Pfarrei trug ihm an baarem Gelde ganze 160 Thaler ein), nichts weniger als vortheilhaft auf den jungen Bürger einwirkten mußten, ist leicht begreiflich. Dieser besuchte zunächst, und zwar vom Jahre 1759 an, die Stadtschule zu Aschersleben, doch war sein Verweilen dort nicht von langer Dauer, denn der wilde und zu losen Streichen aufgelegte Knabe hatte seine schon damals sich bemerkbar machende dichterische Begabung dazu benutzt, um auf den Haarbeutel seines Rectors ein Spottgedicht zu verfassen. Er wurde entlassen. Das war im August 1760; wenige Wochen später, am 8. September 1760, wurde er auf Kosten seines Großvaters mütterlicherseits in das Pädagogium zu Halle aufgenommen.

Man nannte ihn allenthalben den „kleinen Bürger“, schätzte aber schon damals seine ungewöhnlich entwickelten Geistesgaben, und der Inspector des Pädagogiums schrieb über ihn in sein Amtsbuch: „Bürger, des alten Hofesherrn Bauer in Aschersleben Enkel, hat ganz ungememe Fähigkeiten und einen gleich großen Stolz.“ Schon am 29. Januar 1761, also kaum 1 1/4 Jahr nach seiner Aufnahme in das Pädagogium, konnte er bei einer Schulfeierlichkeit eine Rede „contra eos, qui contumeliose maledicunt“ halten und am 24. Juli desselben Jahres zierte den Prospectus der Anstalt ein lateinisches Gedicht: „non titulos, sed merita esse aestimanda“, in dem er einen Grundsatz vertheidigt, von dessen Wahrheit die Lebensphilosophie des nachmaligen epigrammatischen und politischen Dichters innig durchdrungen ist.

Am 26. Mai 1764 bezog Bürger die Universität Halle, um nach dem Wunsche seines Großvaters Theologie zu studiren; es war dasselbe Jahr, wo er den Vater durch den

Tod verlor, und mit ihm den guten Schutzgeist, der seinen zu lockerem Leben geneigten Charakter bewacht und ihn durch stetige ernste Ermahnungen bisher vor allzufreier Lebensführung bewahrt hatte. Mit der Theologie beschäftigte er sich verzweifelt wenig; um so eifriger bethätigte er sich als Mitglieds einer der damals noch nicht gestatteten Landsmannschaften. Auf Betreiben seines Großvaters verließ er 1767 Halle und studirte in Göttingen weiter — Jurisprudenz, als deren Beflissener er schon in der letzten Zeit seines Hallenser Aufenthaltes in den dortigen Universitätsregistern geführt wird. Die unangenehmen Folgen, die sein leichtfertiger Lebenswandel in Halle für ihn hatte, fruchteten indessen keineswegs nachhaltig; auch in Göttingen führte er ein ziemlich lockeres Leben, an dem zumeist sein intimer Verkehr mit der in üblem Rufe stehenden Familie des Professors Klotz, den er in Halle kennen gelernt hatte, die Schuld trug. Aber zugleich trat seine dichterische Begabung immer entschiedener hervor; schon im Jahre 1771 wurde sein Name in literarischen Kreisen mit Achtung genannt. So schrieb Gleim am 15. Januar 1771 an den nachmaligen Freund Bürger's, Voie, Folgendes: „Zu Göttingen, mein liebster Herr Voie, soll ein ganz vortrefflicher Kopf sich aufhalten, namens Bürger; man hat mir Wunder von ihm erzählt. Er soll den Homer übersetzen, und das vortrefflich.“ In der That beschäftigte sich Bürger jetzt eifrig neben der Lecture der Shakespeare'schen Werke und Percy's Relicks mit dem Studium Homers, und außer einer reimfreien Uebersetzung eines Theiles derselben entstanden das „Lied an die Hoffnung“ und „Nachtfeier der Venus“. Gedruckt worden war bisher von ihm nur ein einziges Gedicht: „Herr Bacchus ist ein braver Mann“.

Ogleich Gleim zugleich mit der Nachricht von dem Auftauchen des jungen Dichtertalentes auch die empfangen hatte, daß er ein lockerer Zeisig und dem Trunke ergeben sei, so trat er dennoch zu ihm in ein freundschaftliches Verhältniß und unterstützte den von seinem Großvater wegen seines leichten Lebens Verlassenen in thatkräftigster Weise. Auch Voie wurde ihm bald ein aufrichtiger Freund; durch seine Vermittelung erhielt er im Jahre 1772 — noch nicht 25 Jahre alt — die Stellung als Justizamtmann bei den Herren von Uslar im Amte Altengleichen mit dem Sitze in Gelliehausen. Seine Professoren hatten „seinen außerordentlichen Fleiß, seine theoretischen und praktischen Kenntnisse der Rechte, wie auch seine vorzügliche Auf-  
führung“ bezeugt, und die drei Proberelationen, welche er anfertigen mußte, waren zur Zufriedenheit der Herren von Uslar ausgefallen. So vortheilhaft die Annahme jener Stellung mit Rücksicht auf sein bisheriges tolles Studententleben für Bürger war, so schädigend wirkte sie in anderen Beziehungen auf ihn als Mensch und Dichter: als Mensch vor Allem insofern, indem als Amtmann von Altengleichen jener berühmte Hofrath Lisse sein Vorgesetzter wurde, der ihn nicht allein um die vom Großvater vorgestreckte Caution von 600 Thalern betrog, sondern ihn später auch noch durch Verleumdung um sein Amt brachte; als

Dichter, indem gerade zu der Zeit, wo er Göttingen verließ, sich dort jener Dichterbund bildete, dessen Mitglieder Das besaßen, was Schiller später an Bürger's Gedichten vermischte — Idealismus, und die daher auf seine dichterische Entwicklung nur von günstigem Einflusse gewesen wären.

Die beschauliche, freilich nichts weniger als glänzend dotirte Stellung, in die er eintrat, wirkte zunächst sehr günstig auf ihn ein; von besten Vorsätzen besetzt und mit dem regsten Arbeitseifer begann er sein Amt und verwandte die ziemlich ausgedehnte freie Zeit zu literarischen Arbeiten. Die Entstehung des schönsten seiner Gedichte — der unsterblichen „Lenore“ — fällt in die erste Zeit seines Gelliehauser Aufenthaltes. Außerdem machte er sich jetzt eifrig an die Uebersetzung des Homer. Einigen Einfluß auf seine literarische Thätigkeit übte zweifellos die Frau seines Vorgesetzten, die Hofrathin Lisse, eine geistvolle und hochgebildete, aber schwärmerisch exaltirte Frau. Ihr widmete er das schöne Gedicht „An Agathe“, dessen Inhalt ihm ein Gespräch mit ihr über die Unsterblichkeit eingegeben hatte. In einem Briefe vom 2. August 1772 schreibt er von ihr: „Dies Frauenzimmer soll einst meine Genossin in den paradiesischen Lauben werden; auf Erden aber soll ein unbeflecktes Harfenspiel und eine neue Art von Besang, so ich mir bilden werde, dieser schönen Seele hinfort allein geweiht sehn.“ In dem Gedichte an Agathe spiegelt sich die ganze seraphische Verzückung wieder, in welcher die poetische Schwärmerin Ersatz und Trost für ihr keineswegs beneidenswerthes Dasein suchte, denn ihr Gatte, der Hofrath Lisse, war eines Nachts, um den ihn drängenden Gläubigern zu entwischen, mit Bürger's Cautionssumme auf- und davongegangen und überließ seinem gutmüthigen Untergebenen die Verpflichtung, für die verlassene Gattin zu sorgen. Es ist selbstverständlich, daß diese unerquicklichen Verhältnisse verstimmend und verdüsternd auf seinen Gemüthszustand einwirken mußten, und nur der zeitweilige Verkehr mit der Familie eines benachbarten Amtscollegen, des Amtmanns Karl Leonhart zu Niedeck, vermochte ihn etwas aufzuheitern. Je mehr die Verhältnisse im Lisse'schen Hause, wo er wohnte, sich trübten, desto öfter besuchte er das Leonhart'sche Haus und verliebte sich schließlich in die zweitälteste Tochter Dorette, mit der er sich Ende Januar 1774 verlobte und Ende October desselben Jahres vermählte.

Im vierten Bande seiner 1844 neu herausgegebenen Werke finden wir „in der Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen (Elise Hahn, das „Schwabennädchen“ ist damit gemeint) nicht hintergehen will“, folgendes Bekenntniß: „Ich habe zwei Schwestern zu Weibern gehabt. Auf eine sonderbare Art, zu weitläufig, hier zu erzählen, kam ich dazu, die erste zu heirathen, ohne sie zu lieben. Ja, schon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die zweite, die damals noch ein Kind und kaum 14 bis 15 Jahre alt war, in meinem Herzen u. s. w.“ Das ist keineswegs der Wahrheit entsprechend, denn Bürger hat Dorette nach den aufgefundenen Briefen aus dem Jahre 1774 gar wohl geliebt, ja mit so schwärmerischer Gluth geliebt, daß er über seiner Liebe Freunde und Amt vernachlässigte.

Der alte Gleim, der, wie wir wissen, dem Dichter schon in Göttingen herzlich zugethan war, hatte sich für ihn bei dem Geheimrath v. Assenburg auf Moisborsdorf um eine Gerichtshalterstelle auf dessen Gütern beworben, die gut bezahlt war und Muße genug zu dichterischer Bethätigung bot. Als einzige Bedingung war nur die gestellt, daß Bürger unter zwei Jahren sich nicht verheirathen dürfte. Auf diese Bedingung hin schlug er ohne Besinnen die Stellung aus und schrieb an Gleim folgende Antwort: „In den Armen eines Mädchens, welches mich zum ewigen Gefangenen gemacht hat, beantworte ich Ihren Brief. Und wenn ich auch an des Kaisers Thron, ja in ein Paradies berufen würde, so hielt mich doch der Arm, der mich jetzt umschlingt, zurück, dem Kusse zu folgen. Die Welt hat für mich, wie für den Liebenden, dessen Geschichte uns Rousseau beschrieben, nur zwei Theile, den, wo sie ist, und den, wo sie nicht ist. Jener ist der himmlische Friedensaal und dieser das dunkle Jammerthal. Ich sollte meines süßen Mädchens noch zwei Jahre entbehren? Das ist ja eine angstvolle Ewigkeit! Immer falle darum der Vorhang nieder und verschließe meinem Blick die Aussicht auf Glück und Ehre.“ Und an Voie schreibt er in dieser Zeit unter Anderem: „Ach, da kommt sie her, die Minnigliche, die mein Herz mit allen Tugenden und Fehlern, — so wie sie da ist, über Alles in der ganzen Welt liebt. Mag sie doch Andern nichts sein, mir ist sie Alles.“

Jeder Minner hat die Seine,  
Und die Seine lobe, wer da will!  
Mag er doch in gleichen Wesen  
Seines Herzens Huldin preisen!  
Nur die Meine laß er mir. —

Ja, als seine Freunde, Voie, Graf zu Stolberg, Gleim, ihrem Erstaunen über sein langes dichterisches Schweigen Ausdruck gaben, antwortete er: „Wenn das so fortgeht, so sterbe ich den Musen, der Freundschaft und der ganzen Welt noch, um nur allein der Minne zu folgen. Ich kann jetzt Nichts als lieben, lieben beim Entschlummern, lieben beim Erwachen, lieben in meinen Träumen. Verse mag und kann ich jetzt gar nicht machen. Alle Ideen fliegen in Rauch auf, und einen Reim bin ich so wenig vermögend zu finden, daß mich dünkt, die ganze Welt hätte keine zwei Worte, welche sich reimten.“

In den ersten Jahren seiner durchaus glücklichen Ehe mit Dorette bewohnte Bürger ein Nebengebäude des Niederer Amtshauses, das von einem schönen, wohlgepflegten Garten umgeben war, der einen herrlichen Ausblick nach den Gleichen mit ihren alten Burgtrümmern gestattete. Zu Füßen des Gartens zog sich ein tannenbewachsener Gang hinab, der noch heute das „Bürgerthal“ genannt wird und in dem der Dichter oft und gern auf einer moosigen Felsbank verweilte, welche er selbst in den weichen Sandstein gehauen hatte. Beinahe ein Jahr verging, ehe er in das eigene Haus zu Wöllmershausen übersiedelte, in jenes Haus, wo der unselige Liebesroman mit der Schwester seiner Gattin, Auguste (Molly) Leonhart, begann. Hatte seine Lieder bis dahin ein kräftiger,

heller Ton durchdrungen, waren sie bis dahin erfüllt gewesen von einer leichten, heiteren Lebensphilosophie, so zeigten sie jetzt schon die nachmalige tiefe Liebeschwermuth und verzehrende Liebesleidenschaft. So z. B. das Gedicht „Schön Suschen“, wo er in der Schlußstrophe singt:

Und wieder kam gar andre Zeit,  
Gar anders ward es mir:  
Doch alle Tugend, Sittsamkeit  
Und Schönheit blieb an ihr.

Ich kam und ging, ich ging und kam,  
Wie Ebb' und Fluth zur See.  
Ganz wohl mir that es, wann ich kam,  
Doch wann ich ging, nicht weh.

Seine Liebe zu Dorette begann allgemach zu erkalten und dafür loberte in seinem Herzen die verzehrende Flamme der Leidenschaft für Molly auf. Zuerst freilich war's nur ein Fünkchen, das unter der Asche dahinglimmte; aber gar bald sollte es zur Wahrheit werden, was er selbst einst gesungen hatte:

Gegengunst erhöht Günst,  
Liebe nährt Gegenliebe  
Und entflammt zur Feuerbrunst,  
Was ein Aschensfünkchen bliebe.

Den unheilvollsten Einfluß hinsichtlich seiner entflammenden Liebe zu Molly übte auf ihn die Lectüre von Goethe's „Stella“, ganz abgesehen davon, daß es im Charakter des vorigen Jahrhunderts lag, die Begriffe „Liebe“ und „Freundschaft“ in ganz eigenthümlicher Weise zu verwechseln. Was wir heute im Verkehr der beiden Geschlechter als unmoralisch verurtheilen, galt damals als erlaubt; wir sehen dies auch aus dem Verhältnisse Schiller's zu der Schwester seiner Braut.

Zu Bürger's Gunsten muß gesagt werden, daß er zuerst wohl den Versuch machte, diese unselige Liebe zu erstickn, die er selbst aufs Schärfste verdamnte, denn im Herbst 1776 schrieb er an seinen Freund Sprickmann, dem er sein Liebesleid anvertraut hatte: „Daß es mir in meiner Lage gar nicht behaglich ist und sein kann, werden Sie wohl wissen. Phantasie und Herz werden mir wohl bis ans Ende ihre tollen Streiche spielen.“ Aber die Flamme der Leidenschaft hatte schon zu weit um sich gegriffen und ließ sich nicht mehr eindämmen: „Es ist ein elend jämmerlich Ding um aller Menschen Leben“, schreibt er im Sommer 1777 an Sprickmann, „dieses Sprüchlein ist mir so geläufig geworden, daß ich's in alle Stammbücher schreibe. Mir steht nun bald Trennung von der Geliebten meines Herzens bevor. Was wird aus mir und was aus ihr werden? O, daß mich so viel heilige, wiewohl schwere Pflichten gegen Andere an die Welt fesseln!“

Aber in den Gedanken einer gewaltsamen Lösung der Ehe mit Dorette mischte sich immer und immer wieder die Stimme des Gewissens, die ihm zurief, daß er ausbarren müsse in seinem selbstgewählten Joche. Zu den Seelenqualen, die der Dichter durchlitt, kam in dieser Zeit auch noch der unsägliche Schmerz, den ihm der Tod seines abgöttisch geliebten Kindes bereitete. „Meine einzige Freude! —

meine einzige!" rief er aus, „barmherziger Vater im Himmel, warum so hart!"

In der Dichtung fand er endlich Trost. Gerade in diesen Tagen grenzenlosen Kummers, schlimmster seelischer Zerrissenheit entstand manches seiner schönsten und zartesten Gedichte, und die Sammlung seiner gedruckten Lieder, die bisher nicht hatte von Statten gehen wollen, so daß er schon fürchtete, die geplante Bogenzahl damit nicht füllen zu können, schritt jetzt rüstig vorwärts und wuchs bald über den gewollten Umfang hinaus, so daß er Vieles für eine künftige neue Sammlung zurücklegen mußte. Seine Freunde, welche nur zu wohl bemerkten, in welch' fürchterlicher Seelenverfassung sich Bürger befand, rathen ihm, für einige Zeit sein Haus zu verlassen und auf einer Reise den verlorenen Muth und die gebrochene Kraft zurückzugewinnen. Statt aber diesem wohlgemeinten Rathe zu folgen, beging Bürger den Fehler, ein Pachtgut des Generals von Uslar in Appenrode zu übernehmen, wodurch er zu den seelischen Kämpfen auch noch materielle Sorgen sich ausbüdete.

Soll ich erzählen, wie nun, als Molly, deren holdseliges Bild ihn überall umschwebt hatte, aufs Neue und zu längerem Aufenthalte in Bürger's Haus einkehrte, die Jahre lang künstlich verhaltene gegenseitige heiße Liebe sich gewaltsam Bahn brach, wie die Beiden Gesetz und Sitte im Taumel ihrer himmelstürmenden Leidenschaft vergaßen und thaten, was diese ihnen gebot? Nein — wir wollen sein Andenken nicht verdunkeln — die ewigen, unwandelbaren Gesetze der Sittlichkeit rächten sich am schwersten selbst an denen, die ihrer spotteten, indem sie den Bund der Liebenden jäh zerrissen, als er eben die priesterliche Weihe empfangen hatte. Viele Jahre waren sie mit der lodernden Liebe im Herzen nebeneinander hingegangen; nun, da Dorette an Gram und Leid dahingeseiht war, da sie glaubten, für immer einander besitzen zu können, trennte der Tod die Liebenden. Auch über jene dritte unglückliche Ehe, zu der sich Bürger durch das schwärmerische Gedicht des „Schwabenmädchens" Elise Hahn verleiten ließ, wollen wir schnell hinweggehen, ebenso über die Schilderung seiner letzten, gar traurigen Lebenszeit und lieber noch einen Augenblick bei seinen Charakter- und Geistes eigenschaften verweilen.

Als Mensch zeichnete den Dichter vor Allem sein hilfsbereiter, mitsühlender Sinn aus. Nur ein Beispiel für denselben will ich anführen. Wie wir aus dem Eingange dieser Skizze wissen, hatte der Hofrath Lisse in Gelliehausen ihn nicht nur um die vom Großvater in des ersteren Hände gelegte Caution betrogen, sondern ihn später auch noch bei dem Herrn von Uslar verleumdete, so daß er seine Stellung einbüßte. Als nun im Jahre 1785 dieser selbe Mann die Kühnheit fand, an den inzwischen zu hohem Dichterruhm gelangten Bürger zu schreiben, er lebe in den allerärmlichsten Verhältnissen und bitte ihn kniefällig um Unterstützung für sich und seine Gattin, da vergaß der gutmüthige Bürger augenblicklich die Beleidigungen, die Lisse ihm zugefügt hatte, und veranstaltete, weil er allein nicht in der Lage war, den ehemaligen Vorgesetzten reichlicher

zu unterstützen, unter seinen Freunden eine Sammlung, deren Ertrag (über 100 Thaler) er dem Heruntergekommenen mit freundlichen Trost- und Hoffnungsworten übersandte. Nächste seiner großen Herzengüte war es die fast übertriebene Bescheidenheit, die ihm auch als Mensch viele Freunde gewann. Wohl war er sich seines eigenen Wertes bewußt, aber niemals benutzte er diese Erkenntniß dazu, seine Person in den Vordergrund zu stellen. So geschah es, daß er einst in eine Gesellschaft geladen war, die in begeisterten Worten von dem Dichter Bürger sprach, ohne daß sie wußte, daß dieser selbst in ihrer Mitte weile. Er hatte die Frau des Hauses gebeten, ihn nicht vorzustellen. Erst als der Hausherr ihn nach der Tafel aufforderte, Gedichte Bürger's vorzutragen, merkte die Gesellschaft an der Wärme und Innigkeit seiner Declamation, daß er selbst der Dichter sei, und wohl oder übel mußte er nun die Wogen der Begeisterung über sich ergehen lassen. Ebenso ausgebildet wie sein menschenfreundlicher und bescheidener war ferner sein moralischer Sinn. Das klingt sonderbar angesichts der Verstöße, die er sich selbst gegen die Moral zu schulden kommen ließ. Und doch ist es so. Sein erster Biograph, Althof, der zugleich in seiner letzten Lebenszeit sein bester Freund war, sagt darüber auf S. 164, Bd. IV., der 1844 herausgegebenen Werke: „Sein moralischer Sinn war eben so fein und zart als sein ästhetischer, und seine Grundsätze waren gewiß nicht verwerflich, wenn er gleich zuweilen, oder vielmehr oft, verleitet wurde, ihrer zu vergessen. Bei der großen Rebligkeit und Bieberkeit seines eigenen Herzens wurde es ihm gewöhnlich sehr schwer, Anderen in einem hohen Grade schlechte Handlungen zuzutragen. Sein fester Glaube an Menschenwürde und Menschenadel sträubte sich immer dagegen, ob er selbst gleich oft und auf mannigfache Weise ein Opfer dieses Glaubens geworden war." Dieses übergroße Vertrauen auf Andere schuf in Verbindung mit dem stark ausgeprägten Hange zur Sinnlichkeit und einer ungemein großen Sorglosigkeit freilich auch jene unerfreulichen häuslichen Verhältnisse, die ihn nach und nach aufrieben. Alle diese Eigenthümlichkeiten finden wir in seinen Dichtungen wieder, die durchaus nicht, wie man annehmen sollte, eine Verbitterung und Trübung seines Gemüths erkennen lassen. Er stand als Dichter über seinem Leben, daher die Frische und Ursprünglichkeit seiner Dichtungen, daher der volle, von leidenschaftlicher Gluth erfüllte Klang seiner Liebeslieder, daher auch der trotzige Kampfesmuth gegen alles Schlechte und Verderbte. Welche Verdienste er sich um die Einbürgerung der Balladenpoesie in Deutschland erworben hat, wie er zuerst das Verständniß für dieselbe erweckte, wie er ferner den Geist der Romane erst richtig begriff und der deutschen Dichtkunst mitzutheilen verstand, das brauche ich hier nicht näher zu erörtern; dagegen sei nicht unerwähnt, daß er es war, der zuerst wieder fremdländische Formen, so vor Allem das Sonett zu Ehren brachte und in seinen Uebersetzungen aus der „Ilias" und „Aeneide" fließende Hexameter lieferte.